Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 22 (1932)

Heft: 34

Artikel: Die Fischsuppe

Autor: O.F.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-645918

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 31.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Fischsuppe.

Erzählung von Teleschow, übersetzt a. d. Russischen von O. F.

In meiner ersten Jugend war ich abwechselnd bald sehr wohlhabend, bald gänzlich mittellos. Reich war ich — wenn die Post mir das Honorar der Redaktion überbrachte, arm — wenn das Geld aufgezehrt war und eine neue Zusendung nicht bevorstand, man weiß ja nie im voraus, wann es den Herren Redakteuren gefällt, angenommenes Material zu veröffentlichen.

In gleicher Lage war auch mein Freund Filatow, nur stand für ihn die Sache insofern schlimmer, da — während ich mich allein durch die Welt schlug — er verheiratet war. Seine Frau — zart, fein, hellblond, beinahe noch ein Kind — stammte aus reichem Haus, hatte ihre Ehe gegen den Willen der Eltern geschlossen; die beiden waren zuweilen besorgt wegen des täglichen Brotes, aber Jugend und Liebe befähigen die Menschen, sich darüber hinwegzusetzen, was sonst als Lebensnotwendigkeit gilt, — auch über eine Hauptsache — das Fehlen von Geld.

Eines Tages hatte mich mein Freund zum Essen zu sich geladen, zur Feier des Geburtstags seiner Frau.

„Bist du reich geworden, daß du Gäste zu Mittag bittest?" fragte ich vergnügt, — vergnügt zu sein, hatte ich allen Grund, denn ich besaß noch einen ganzen Rubel und erwartete, den nächsten Tag weiteres Honorar zu erhalten.

„In drei Tagen werde ich reich sein", entgegnete Filatow: „aber der Geburtstag meiner Frau ist heute, es steht nicht in meiner Macht, sie erst in drei Tagen zur Welt kommen zu lassen. Geh mit auf den Markt, — wir wollen etwas ganz Feines einkaufen, koste es was es wolle, wenn auch nicht gleich einige hundert Tausend."

Ich war bereit, wir gingen zum Markt und beschlossen, lebende Fische zu einer Fischsuppe zu erhandeln, auch zum Braten und überhaupt für das ganze Menu. Dabei ließen wir uns etwas hinreißen: Filatow wurde nicht nur seine eigenen Moneten los, sondern mußte auch meinen einzigen Rubel ausleihen, — diesen drängte ich ihm selbst auf, zu prächtig und verlockend blickten die Fische — graue, goldige, gestreifte und wie lebhaft waren sie alle!

Mit einem Korb beladen, in dem zwischen feuchtem Gras zappelnde Fische hin und her sprangen, eilten zwei Jünglinge, ohne einen Heller im Sack, in pekuniärer Hinsicht sozusagen — reduziert auf eine runde Null, — im Sturmschritt zu Elena Fedorowna zur Gratulation, um — in Würdigung ihres Wiegenfestes — zu deren Füßen den Korb mit den lebenden Insassen niederzulegen. Da ich mein Kapital restlos der Gelegenheit zum Opfer gebracht hatte, schien es nur recht und billig zu sein, daß auch ich des zu erwartenden Dankes teilhaftig wurde; obwohl Filatow beabsichtigte, mir mein Kapital innerhalb drei Tagen wieder zu erstatten, hatte ich solches zurückgewiesen, da es mich verlangte, für die Ehrung der Geburtstägerin mein Scherflein beizutragen.

Elena Fedorowna hatte weder die Ehrung, noch die feierlichen Anreden, mit denen wir sie überfielen, erwartet; sie schlug überrascht die Hände zusammen, wurde rot vor Vergnügen und versicherte, sie sei eine ausgezeichnete Köchin und würde uns mit solch einer Fischsuppe aufwarten, wie sie ein Küchenchef zu bereiten nicht imstande sei.

„Weißt du", bemerkte Filatow, „wir wollen nicht stören — gehen wir derweilen spazieren."

„So ist es recht", entgegnete die Hausfrau, „Fischsuppe ist eine ernste Angelegenheit und Gehilfen, wie ihr beide, brauche ich nicht!"

Alle lachten, die Hausfrau blieb in der Küche, wir begaben uns auf den Weg. Zurückgekehrt mußten wir gewahren, daß die Situation sich grundsätzlich verändert hatte: inmitten der Küche stand ein großer Kübel, mit Wasser gefüllt, in dem die Fische plätscherten; Elena Fedorowna, auf dem Boden davor kniend, fütterte die Fische mit Brotbrocken; mit aufgestreiften Aermeln, blühend und hübsch, den blonden Lockenkopf zerzaust, glich sie eher einem Mädel, das mit Puppen spielt, als einer Hausfrau, die Gäste mit Essen bewirten soll. Sich erhebend, sah sie uns schuldbewußt an, mit flehendem Blick: „Ich kann nicht", sagte sie, die Hände faltend, — in ihrer Stimme zitterte etwas, — war es Lachen oder Weinen?

Wir hatten verstanden. Filatow ließ sich auf ein Knie nieder, nahm der Frau das Brot aus der Hand: „Friß mal", sagte er, kleine Kugeln ins Wasser werfend: „o, bist du flink! Mußt wohl sehr hungrig sein, du gieriger Kavalier!"

Auch ich lugte in den Kübel, mich gleichfalls aufs Knie stellend. Alle drei versanken wir in Bewunderung dieser uns ungewohnten Geschöpfe, die wild durcheinander im Wasser sich tummelten, — diese kalten, glatten Fische, die bald hell wie Silber, bald schwarz wie Stahl blickten, alle — glänzend, lautlos und stumm. Weder ihre Bewegungen, noch die offen stillstehenden Augen, deren Blick wir begegneten, waren uns verständlich und wir betrachteten schweigend ein Leben, das zufällig und widernatürlich in diesen Kübel verpflanzt war. —

„Dieser gestreifte ist schön!" bemerkte Filatow. „Nein, sieh dort den großen, stachligen", meinte Elena Fedorowna, „der sieht so griesgrämig aus, als verachte er die ganze Welt!" „O, das ist eine Persönlichkeit von Bedeutung", scherzte mein Freund.

Ueber eines waren wir alle im Klaren: ein Mittagessen wird es heute für uns nicht geben. Unserer guten Laune gewahr, wurde die Hausfrau immer ausgelassener, sie lachte und freute sich wie ein Kind, das sich der Gefahr entronnen fühlt, ein liebes Spielzeug zu verlieren. Darauf bekamen aber ihre Augen wieder einen ängstlichen Ausdruck, ihre Stimme wurde unsicher und schuldbewußt: „Was meinen die Herren ... vielleicht gehen wir ein wenig an den Strand ... zum Meer?" fragte sie. Ich erriet gleich, wo sie hinaus wollte und antwortete bestimmt: „Ja, — zum Meer."

„Wo ist der Korb?" fragte Filatow. „Feuchte das Gras wieder an für den Weg." In einem Augenblick war alles bereit, die Fische im Gras verpackt, in bester Stimmung marschierte man zum Strand.

Dem schwarzen Fisch hatten wir den Beinamen „Glotzauge" gegeben, der Gestreifte, der an unseren Literatur-Kritiker erinnerte, wurde nach diesem — Iwan Iwanowitsch benamst. Wenn man die Menschen genauer betrachtet, haben sie alle Aehnlichkeit von Fischen, Vögeln oder Tieren.

Es war prächtiges Wetter, das Meer — ganz ruhig und glatt wie ein Spiegel. Der weiche Sand, in dem unsere Füße wohlig versanken, breitete sich wie ein Teppich über das ganze Ufer. Elena Fedorowna schritt uns voran und kommandierte: „Weiter, weiter, — hier gibt es der Menschen zu viele!"

Endlich sind wir für uns allein. Leise, fast unmerklich, atmet das Meer, dem Ufer schwache, klare Wellen zutreibend, die zu uns streben und gleich wieder ablaufen, kaum den Sand nässend. Wir bücken uns schweigsam über den Korb, schweigend zappeln darin die Fische. Elena Fedorowna bringt als erste ihr Händchen hinein, holt etwas vorsichtig heraus und beugt sich zum Wasser ... Wir können gerade gewahren, wie ein schmaler Pfeil davonblitzt. „Fort ist er!" seufzen wir halb bedauernd, halb erfreut. Ein zweiter Fisch — etwas ermattet, vielleicht von den Genossen gedrückt, — schwimmt langsam zur Seite, kehrt das Bäuchlein nach oben, dann — auf einmal — der Freiheit gewahr werdend, — entschwindet auch er unseren Blicken.

Nun hält Filatow den Iwan Iwanowitsch in der Hand: „Leb wohl", sagt er zu ihm, „und schreibe keine zu scharfe Kritik über mein letztes Werk!" — Lachend wirft er ihn im Bogen hinaus ins Meer. Aber Iwan Iwanowitsch kommt unerwartet auf uns zurückgeschwommen, — wir müssen

lachen ... Mit seiner stumpfen Nase stößt er in den Ufersand, springt plötzlich hoch und schießt davon ins Weite, seinem ungewissen Schicksal entgegen ... Und sie alle — — die schwarzen, die goldigen, die gestreiften, die glotzaugigen — im Wasser sahen sie alle wie schmale, graue Streifchen aus, — für einen Augenblick schienen sie über etwas nachzugrübeln, als ob sie nicht begriffen, was mit ihnen vorgeht, — dann schossen alle davon, gleich Unterseeschatten, — in der Tiefe verschwindend ... am Ufer blieb der leere Korb ....

Spät abends, als viele der Häuser schon verdunkelt standen, ging ich einsam, in nächtlicher Stille und im klaren Mondenschein dem Ufer entlang. Vor mir, inmitten der unendlich sich ausdehnenden Wasserfläche, getragen von der geheimnisvollen Untiefe, erfüllt von seinem eigenen besonderen Leben, hielt ein Dampfer, mit hell erleuchteten Fenstern in den Kajüten; er setzte sich in Bewegung, um im unbegrenzten Raum zu verschwinden, sich im dunstigen Nebel verlierend, viele mir nicht bekannte, unverständliche Menschenleben mit sich fortführend ....

Der Mond ging im Wasser unter, ich wanderte langsam heim, erstieg die Treppe und tastete mich durch den dunklen Gang bis zu meiner Tür.

In dieser Nacht, mitten unter Menschen, die alle in ihren Unterschlupfen verborgen waren, fühlte ich mich recht einsam und verlassen ... Erst waren meinen Blicken die Fische, dann der Dampfer entschwunden, zuletzt der Mond ... Der Gedanke kam mir: gerade so, wie ein dünner, grauer Pfeil wird auch mein Leben schwinden im dunklen Abgrund, — unbewußt wie und wozu, — auch die Leben der anderen Menschen gehen dahin, in die gleiche Ungewißheit, auf ewig — ins Unendliche, ins Freie, ins Unbekannte, ohne daß jemand darüber etwas weiß oder je wissen kann.

Schon am nächsten Tag bekamen Filatow und ich zugleich Postanweisungen, — vor lauter Freude darob wurde nochmals Geburtstag gefeiert: man gedachte des „Hungrigen" Fest-Mittags und leerte das Glas auf das Wohl der dem Leben erhaltenen Fische, sowie auf alles, das lebt, das ein lebendiges Herz im Leibe hat und sehende Augen besitzt, in denen sich das Leben spiegeln kann ...

Gegessen wurden: frische Kartoffeln, Spargeln und Ananas, — nichts „Lebendes" durfte zu diesem Mahl ums Leben gebracht werden!

Die Quelle des Glücks. 6

Roman von Erich Kunter.

Baron Plessen zündete sich nach dem Weggang seines Chefs eine Zigarette an und blieb noch geraume Zeit, in Gedanken versunken sitzen. Der Entschluß seines besten Freundes erfüllte ihn mit aufrichtiger Sorge. Plessen war ihm in tiefer Dankbarkeit und Ergebenheit zugetan.

Wie so oft, schweiften seine Gedanken in die Anfänge dieser Freundschaft zurück.

Plessen und Stephan waren Schulkameraden und damals schon unzertrennliche Freunde gewesen. Bis sie das Leben später doch trennte. Plessen, an ein sorgenfreies und verantwortungsloses Leben gewöhnt, konnte sich nicht zurechtfinden, als nach dem Krieg die Schicksalsschläge hageldicht auf die Familie herniederprasselten. Das Gut seines Vaters mußte verkauft werden. Das Wenige, was nach Bezahlung der Schulden blieb, zerrann in der Inflation. Um diese Zeit hatte der Baron selber Schulden gemacht und sich auf ganz schlimme Wechselgeschichten eingelassen. Er wäre dem Strafgesetz verfallen, wenn sich nicht im letzten Augenblick eine Großmutter seiner erbarmt und seine Schulden bezahlt hätte mit dem ausdrücklichen Vorbehalt, daß ihr Enkel zu ihren Lebzeiten keinen Pfennig mehr zu erwarten habe.

Walter von Plessen, an Arbeit nicht gewöhnt, verbummelte und verkam immer mehr. Ohne Halt sank er von Stufe zu Stufe. Eines Tages stand er buchstäblich ohne einen Pfennig Geld auf der Straße. Keinen Mantel, kein Obdach besaß er mehr. Und nun lernte er die ganze Scala der unsäglichen Leiden, Entbehrungen und Demütigungen derer kennen, die ganz unter die Räder kommen.

Nach zwei Jahren furchtbarsten Elends war Plessen am Ende seiner Kraft. Er stand im kalten Winter 1928 auf der Straße und verkaufte Zeitungen. Etwas anderes, irgend eine gut bezahlte Arbeit zu erlangen, war unmöglich. Er kannte wohl Freunde und Verwandte, an die er sich, jetzt, in tiefster Not und in seinem zerbrochenen Stolz, um Hilfe gewandt hätte, aber er konnte sie, in seiner zerfetzten Bettlerkleidung, ja nicht mal aufsuchen.

Er schämte und ekelte sich und war schließlich fest entschlossen, das neue Jahr nicht mehr zu erleben. Baron von Plessen — Selbstmordkandidat! Soweit war es mit ihm gekommen. Da — Zufall oder Fügung — traf ihn kurz vor Weihnachten Harry Stephan auf der Straße, erkannte ihn, als Plessen ihm beim Kauf einer Zeitung Geld wechseln mußte. Tränen in den Augen über das traurige Los des Freundes, führte er ihn in sein Heim, nahm ihn auf und sorgte wahrhaft aufopfernd für ihn. Es gelang ihm auch, dem Freund in seiner Firma den guten Vertreterposten zu verschaffen, und so kam Plessen nach und nach wieder in geordnete Verhältnisse. Zwar hatte er auch jetzt noch manchen Rückfall in sein früheres, liederliches Leben — das Blut seines leichtlebigen Vaters trieb in ihm — aber in folgenschwere Ausschweifungen zu verfallen, davor bewahrten ihn doch von nun an die Schatten der Vergangenheit, und seine entsetzlichen Erlebnisse.

In der Erinnerung daran, die ihm alles wieder mit qualvoller Deutlichkeit und fast zum Schmerz gesteigert vor Augen führte, wurde er jedenfalls so erschüttert, daß er bisweilen aufstöhnte und sich selbst zuschwor: Nie, nie wieder in diese Hölle hinunter. Nie wieder in dieses Grauen versinken! Um jeden Preis an der Oberfläche bleiben, um jeden Preis möglichst zu dem kommen, was am meisten vor dem gefürchteten Zustand sicherte: Geld!

Ja, dieser Gedanke hatte sich wie eine fixe Idee in Plessen eingenistet: nur das Geld konnte ihn davor bewahren, jemals wieder in die Tiefe zurückzufallen. Geld mußte er schaffen und sei es auf die unsaubere Weise, wie so viele Mitkreaturen den Mammon erjagten. —

Der Kellner hielt ihm den Mantel; Plessen ließ ein Trinkgeld in seine Hand gleiten. „Herr Baron!" sagte der Kellner und öffnete ihm die Tür. Derartige Höflichkeiten waren jetzt Plessen angenehm; früher hatte er sie nie beachtet.

In wenigen Minuten langte er mit der Straßenbahn vor seinem Hause an. Der unappetitlichen Wirtin gab er den Mietzins und verschwand dann gleich wieder.

Sein Weg führte ihn zu dem Pfandleiher Gersinsky, zu dem er Geschäftsverbindungen unterhielt, die alt und so peinvoll waren wie sein Leidensweg.

Damals, als er nicht mehr aus und ein wußte, versetzte er seine letzten Wertsachen bei ihm. Jetzt löste er sie alle nach und nach wieder ein. Heute wollte er das letzte, aber kostbarste Stück, das Perlenhalsband seiner Mutter, zurückverlangen.

Der Jude hatte in der schmierigsten Gegend seinen schmierigen Laden, in dem aller mögliche alte Kram wahllos und ungeordnet aufgespeichert lag. Gersinsky nannte sein Geschäft nach der Straßennummer „Zur goldenen 17". Ein alter Schild aus Goldblech zeigte die 17 von einem Lorbeerkranz umrahmt, für dessen Vorhandensein keine rechte Begründung ersichtlich war.

Plessen trat ein. Chaim Gersinsky stand hinter dem wackeligen Pult, der am Ende des Ladentisches angebracht war und rechnete Zahlen zusammen. Das Aussehen und Wesen des Mannes entsprach ganz der landläufigen Meinung über diesen Typus des Juden, der schon die Kari-